

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 35

Artikel: Die Glocken von San Bartolomeo
Autor: Fankhauser, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Krieg kamen jährlich 80,000—90,000 Fremde ins Land, die meisten aus Süddeutschland und Oesterreich. Der Ausflugsverkehr, der im Sommer besonders das Bodenseeufer bevölkert, wurde noch nie erhoben. An manchen Sommer-sonntagen besuchten 30,000 Ausflügler Bregenz. Der Fremde, der nach Vorarlberg kommt, findet überall saubere, gute Gasthäuser, große Hotels fehlen. Für Wegbauten und Hütten in den Alpen wurde viel getan. Dem Wintersport, der sich immer mehr entwickelt, kann Vorarlberg glänzende Plätze bieten.

Im Elektrizitätswesen ist Vorarlberg den anderen österreichischen Ländern weit voraus. Etwa 20 größere und kleinere Werke liefern jährlich über 35 Millionen Kilowatt. Der Jahresverbrauch pro Kopf überstieg 200 Kilowattstunden und übertraf damit den Bayerns und Deutschlands bedeutend. Der weitere Ausbau der Wasserkraft, die größtenteils noch ungenutzt zu Tal fließen, beschäftigt die Fachleute.

Im alten Oesterreich gab es zwei Verwaltungen, die staatliche und die autonome Landesverwaltung. Die Organe der staatlichen Verwaltung waren die Statthaltereien und die Bezirkshauptmannschaften, die der Landesverwaltung die Landesausschüsse. Vorarlberg stand unter der Statthalterei Innsbruck, hatte aber eine eigene Landesverwaltung. Seit dem Umsturz sind beide Verwaltungen vereinigt. Die Steuergesetzgebung oblag dem Reichstag in Wien und die Länder konnten im allgemeinen nur Zuschläge zu den Staatssteuern einheben, ausgenommen Steuern auf Getränke. So hob auch Vorarlberg eine eigene Auflage auf Bier und Wein ein. Der Landesaufwand belief sich in den letzten Jahren vor dem Krieg auf $1\frac{1}{2}$ —2 Millionen Kronen. Von der Landesverwaltung konnte und kann auch der heftigste Gegner der herrschenden Partei nur Gutes sagen. Hier wurde umsichtig und sparsam gewirtschaftet, so daß Vorarlberg als das Musterland galt. Lange Zeit hatte das Land keine Schulden, bis ein großes Wasserrückglück 1910 zur Aufnahme von Darlehen zwang. Die Belastung der Steuerträger durch die Landesverwaltung war mäßig, im Vergleich zu anderen Ländern sehr gering. Die eigenartige Verquickung der staatlichen und der Landesverwaltung macht es unmöglich, ziffernmäßig genau klarzulegen, ob Vorarlberg im Staatsverbande ein aktives oder ein passives Land war. Die Steuern, die der Staat einhob, beliefen sich vor dem Krieg an direkter Steuer auf $1\frac{1}{2}$ Millionen, an indirekter Steuer auf wenigstens ebensoviel. Jetzt sind alle Steuern und Ausgaben ungemessen in die Höhe gegangen.

Noch schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie stark Vorarlberg mit den Schulden Oesterreichs belastet ist. Die Vorkriegsschuld Oesterreichs betrug 12,6 Milliarden Kronen. Nach der Bevölkerungsziffer hätte Vorarlberg davon etwa 64, nach der direkten Steuerleistung etwa 43 Millionen zu tragen gehabt. Nun lastet auf Oesterreich eine Schuldenlast von mehr als 80 Milliarden und niemand weiß noch, was durch die Friedensbedingungen dazu kommen wird und wie die furchtbare Last aufgeteilt werden soll.

Wenn jetzt die Hoffnungen des Vorarlberger Volkes auf einen Anschluß des Landes an die Eidgenossenschaft gerichtet sind, so ist nicht das Fluchtgefühl vor den Kriegsfolgen oder die Dankbarkeit gegenüber der bewährten nachbarlichen Hilfe des wackeren Schweizer Volkes die Triebfeder. Die Stimme des gleichen Blutes mit den alemannischen Nachbarn, die gleichen wirtschaftlichen Interessen schlagen die stärksten Brücken über den Rhein.

Die Glocken von San Bartolomeo.

Legende von A. Fankhauser.

Die Klosterkirche von San Bartolomeo besitzt fünf Glocken, die nur einmal im Jahr, zu Ostern, gemeinsam

in einem sonderbaren Spiel geläutet werden: Die kleinste beginnt mit leisem Ton. Die dritt kleinste folgt nach langer Pause. Dann fallen in kurzen Abständen die andern ein: Jede schlägt nur einmal an, der Reihe nach die zweite, die die vierte, die dritte, die fünfte, die vierte und zuletzt wieder die fünfte mit langem, sanftem Ausklang. Das Spiel erfreut die kleine Stadt am Fuß des Klosterfelsens; wer die Weise gehört hat, vergißt sie nimmermehr. Es besteht aber eine Sage über die Entstehung dieses sonderbaren Spiels:

In der Stadt am Fuße des Klosterberges lebte die Jungfrau Emilia. Sie war so schön, daß jeder Mann, der sie ansah, in seinem Herzen vor Liebe brannte. Nun lebte in derselben Stadt auch ein Jüngling, Namens Taddeo, der liebte Emilia mehr als jeder andere, und sie war ihm von Herzen zugetan; denn sie war die Gespielin seiner Kindheit gewesen und bewahrte mit ihm die Erinnerung an Jahre, erfüllt von gemeinsamen Erlebnissen und Geheimnissen. In der ganzen Stadt betrachtete man die beiden als ein Paar, und es war niemand in der ganzen Bürgerschaft, der ihnen ein solches Glück nicht gönnte oder gezweifelt hätte an dem guten Sinn der beiden Liebenden.

Da kam aber in die Stadt ein junger Edelherr, Namens Trevano, der war stolz und schön und trostigen Sinnes und überragte an Wuchs den jungen Taddeo um eine gute Spanne. An dem Tage, da er in die Stadt kam, war es mit der Ruhe Taddeos vorbei. Er stürmte zu Emilia und drang mit ungewöhnlicher Leidenschaft in sie, ohne Zaudern sein Weib zu werden, und da Emilia, mehr aus Anstand als mit ernsthafter Absicht, zögerte, seinem Verlangen als bald zu folgen, sprach er mit ihrem Vater. Der Vater suchte den stürmischen Jüngling zu beschwichtigen, hinweisend auf seine Jugend. Allein jedes Wort der Besonnenheit stachelte die Wut des Eifersüchtigen und trieb den Argwohn höher, also daß er sich am Ende nicht enthalten konnte, seine Gedanken zu verraten und auszuruhen: „Verräter, der Ihr seid! Fürwahr, Euch hat die rote Feder des fremden Geden in die Augen gestochen!“ Der Vater Emilias lächelte, als er den Namen des Fremdlings und das Schimpfwort hörte. Mit Kopfschütteln gab er zurück: „Meinst du, mich blende schon der Glanz einer fremden Hahnenfeder? Da bist du wahrlich schlecht beraten, Knabe.“ Bei diesem Wort des Vaters geriet Taddeo außer sich vor Wut und schrie: „Nun lächelt Ihr und lügt! Aber Wahrheit bleibt es: Ich bin verraten!“

Und er stürmte davon in das nächste Weinhaus, um seinen Kummer zu ertränken. Da er des Trinkens wenig gewohnt war, verlor er bald den klaren Verstand und plauderte im Kreis von zechenden Gesellen seine Geheimnisse aus. Und er fügte bei: „Um mich zum Narren zu halten, spottete der Alte, er lasse sich nicht von der Gedenfeder des ersten besten Hahnes in die Augen stechen.“ Die Bürger lachten, suchten den Verwirrten zu trösten und ließen ihn dann sitzen, erkennend, daß sein Zustand zu ungewöhnlich sei, um dem Troste Raum zu gewähren.

Das Vorkommnis wurde nun aber zum Stadtgespräch; denn Taddeos Erzählungen überraschten die meisten seiner Mitbürger und erschienen unbegreiflich genug. Die Nennung des Namens Trevano brachte es mit sich, daß dieser davon vernahm und, aufmerksam geworden, fragte: „Wer ist der Mann, dessen Tochter so schön sein soll, daß der bloße Gedanke an ihren Verrat schon die Eifersucht rasend macht?“ Als man ihm alle Auskunft gegeben über das Haus der Emilia, rief er aus: „Nun, wohl! Spricht er von mir als einem Geden, gibt es für mich eine bessere Rache, als daß ich ihn um seine Tochter frage? Und wird er sie mir versagen, fürwahr, der Schimpf soll ihm nicht unvergessen bleiben!“

Er trat vor den Vater Emilias und forderte sie zum Weibe. Der Vater antwortete dem vornehmen Fremdling mit Achtung und Würde. „Ich kenne dich nicht,“ sprach er.

Bevor wir unsere Häuser in solchem Bunde vereinigen möchten, müßten wir uns notwendigerweise kennen lernen. Ich weiß, dein Name ist dem unsrigen ebenbürtig. Aber keiner von uns hat je einen der eurigen beherbergt. Zudem glaube ich, daß meine Tochter nicht mehr ganz frei geblieben ist. Sie grämt sich leidenschaftlich um einen Jüngling unserer Stadt, der seit einigen Tagen aus unbegreiflichen Gründen meinem Hause fernbleibt, trotzdem er von Kind an wie ein Sohn bei mir ein- und ausging.“ Als der Vater Emilias dermaßen sprach, antwortete Trevano mit Hohn und gekränktem Ehrgefühl: „Ich habe Euern Sinn verstanden. Helf Gott, die fremde Hahnenfeder soll Euch in die Augen stehen, daß Ihr es nimmer vergessen werdet!“ Sprach es und verließ das Haus Emilias und die Gemeinde.

Nach einiger Zeit wurde der Stadt Taddeos von ihrer Nachbarstadt Fehde angelagt. Das Haus der Trevano führte das feindliche Heer an. Ein blutiges Gefecht entspann sich vor den Toren. Darin fielen der junge Trevano und der Vater Emilias neben mehr als hundert andern Bürgern beider Gemeinden. Dank der ungestümen Tapferkeit Taddeos wurden die Feinde besiegt und zurückgetrieben. Allein die Trauer in der Stadt war groß; denn die Toten waren allen teurer als der errungene Sieg, und der Zorn der Bürger wandte sich bald gegen den Sieger Taddeo. Es war offenbar, daß er allein durch das Uebel seiner ungezähmten Zunge den Brand des Krieges verursacht hatte. Taddeo gedachte allen Feinden zu trosten. Der Besiz Emilias schenken ihm nach Trevanos Tode unzweifelhaft, und da ihn der errungene Schatz über die Mäßen kostbar dünkte, fand er den Mut, ihn gegen Himmel und Erde zu verteidigen.

Allein Emilia litt schwer unter dem Tode ihres Vaters, und da auch sie Taddeo als den einzigen Schuldigen ansah, fand sie keine andere Rettung aus ihrer Kummernis als den Weg der Entsagung. Sie suchte das kleine Frauenkloster am Fuße des Berges auf und trat aus der Welt, ohne Taddeo Lebwohl zu sagen.

Taddeo wußte seit dem Kriege, daß nicht ein geteiltes Herz der Grund von Emilias Weigerung gewesen war, sondern ehrliche Verwunderung über sein unerwartetes Drängen. Deshalb machte ihn die Sicherheit seiner Liebe glücklicher als je; zuweilen nur bedachte er seinen Zweifel, der die Ursache seiner Verwirrung gewesen war, und er sagte sich im geheimen, daß kein Maß der Scham groß genug sein könne, um diesen unseligen Streich der Jugend zu verurteilen.

Als er nun die Kunde von Emilias Entschluß vernahm, brach plötzlich sein Trost zusammen in der jähen Erkenntnis seiner großen Schuld. Zugleich überfiel ihn ein wilder Schmerz, daß er darob zu vergehen meinte. Und Schmerz und Selbstanklage wurden ihm so bitterer, weil er sich sagen mußte, nur die eigene unzählbare Zunge habe den Verlust verschuldet. Er wurde von dieser Erkenntnis so sehr zerbrochen, daß er keinen Mut zum Leben und keinen Rest von Kraft zum Trosten mehr schöpfen konnte. Seine Traurigkeit gab ihm den Wunsch, zu sterben, und willig bot er sein Erbteil und sein Leben dem Räte der Stadt zum Opfer.

Emilia vernahm aber in ihrem Kloster von den Vorgängen in der Stadt und hörte auch, daß die Einwohner der Nachbarschaft einen Rachezug planten. Darum ließ sie Taddeo einen Brief schreiben des Inhalts: Lasse Gott aus deinem Leben machen, was er für gut findet. Weihe ihm die Tage, die dir bleiben. Ich werde meine Güter als Lösegeld für dich an die erzürnten Einwohner beider verfeindeten Städte verteilen. Wenn sich die Menschen versöhnen lassen, dann nimm solchen Ausgang als ein Zeichen von Gott an, daß mir nichts anderes zu tun bleibe, als ihn zu versöhnen. Und fürwahr, Gott zu versöhnen, haben wir nicht Jahre genug.“ Sie schrieb an die Räte der beiden Städte; die nahmen Emilias Güter zur Sühne an und begruben das Kriegsbeil nach erfolgter redlicher Teilung. Taddeo aber entschloß sich, sein Leben fortan der Versöhnung Gottes zu

weihen. Er ließ sich in das Kloster auf dem Felsen aufnehmen.

Bei seiner Aufnahme erbat er sich von dem Vorsteher die Gunst das Glöckneramt zu übernehmen; „denn“, so sprach er, „ich habe ein Gelübde getan, Gott zu dienen, seinen Namen zu loben und seine Gnade anzusehen mein Leben lang. Wie soll ich aber zu ihm kommen mit meiner Zunge, die so viel Unheil angerichtet hat in zwei blühenden Gemeinden? Gewähret mir die Gunst und laßt mich bei den Glocken dienen, damit ich durch ihre Stimme zu Gottes Ohr komme.“

Da der Vorsteher wohl um die Sünde Taddeos wußte, fand er die Bitte gut und von einer wahren Selbsterkenntnis und Reue zeugend und machte ihn zum Glöckner des Klosters. (Schluß folgt.)

's Zyt.

Was het dr Batter für nes Wäses gha
Mit üsem Zyt „Es rüehr mers keinen ah!“
Am Morge früeh, wenns feusi gschlage het,
So hets en nümme dohlet i sym Bett:
„'s isch Zyt, go mälche! hüt mueß gsfahre sy!
Im Handcherum isch so ne Tag verby!“
Und z'Dbe, wenns im Stedtkli inne schloht,
I gsehne, wiener vorem Zytli stoht,
Und zieht am Chetteli, die schwere Stei,
Wil mir am Mählsack vorne gschlunet hei. —
Und i der Nacht bis no vor churzer Zyt
Kei Stund, er weiß, was underm Zeiger lyt. —
Und hüt, so hane gfunde, — lei, — im Bett
Zum erstemol, as 's Zyt nit gwarnet het.
Dr Batter luegt und nickt und lächlet still,
Und gwahrets nit, as 's Zyt nit warne will —
Mi ghört kei Wort; kei Zeiger, wo si dräht.
I danke halt, was bruchsch de no nes Zyt!
Was schümmerts di, was underm Zeiger lyt!
Chasch nüt versuume — hetsch di Weiße gfläht!

Josef Reinhart.

Die Schweiz und der Völkerbund.

Vor kurzem hat der Bundesrat den parlamentarischen Kommissionen zuhanden der Bundesversammlung die Botschaft übergeben, in der er den Anschluß der Schweiz an den Völkerbund empfiehlt.

Es geht dem Schweizervolke mit dieser Angelegenheit wie dem, der sich heute entschließen soll, ein Haus zu bauen. Die Sache ist wünschenswert und dringlich. Aber die Ausführung begegnet schweren Hindernissen. Das Haus, das er heute mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bauen kann, sieht ganz anders aus als das, welches als Wunschbild in seinem Kopfe entstanden ist. Entweder muß er das Bauen lassen oder aber mit einem bescheidenen Häuschen vorlieb nehmen. Auf alle Fälle ist der Entschluß schwer: Kein eigenes Haus zu haben ist genierlich; ärgerlich auch, ein zu enges und unbequemes zu haben für schwere Opfer.

Das Schweizervolk stand von jeher der Idee eines Völkerbundes sympathisch gegenüber. Entspricht doch der Gedanke, daß ein Bund freier Völker Recht und Gerechtigkeit und ewigen Frieden sichern sollte auf unserem kleinen Planeten, durchaus der schweizerischen Staatsidee. Und die